

Martin Grill: Die letzte Nacht

Der Tag, der dieser Nacht vorausging, hatte mancherlei Gefährnisse gebracht. Kaum waren die Kohlengräber in den frühen Morgenstunden in ihre engen Schächte eingefahren, als die in der Nähe einer Arbeitsstelle befindlichen Menschen einen dumpfen Schlag hörten und eine Erschütterung zu ihren Füßen zu verspüren glaubten. Im selben Augenblick blieben an die zwanzig Hespeln — soviel kleine „wilde“ Schächte gab es im aufgelassenen Tagbau — stehen, und ihre Bedienungsmannschaften liefen an die Stelle, die anscheinend der Schauplatz eines Unglücks geworden war. Ein feiner Rauch zog dort aus dem Schacht: Unten war der Stollen eingestürzt und hatte drei Mann begraben.

An das dünne Seil geklammert führten zwei Mann ein, mehr hatten unten nicht Platz. Fieberhaft begannen sie den Schutt wegzuräumen und bald hörten sie eine schwache Stimme, die ihnen sagte, daß die Kameraden wohl im Stollen eingeschlossen, aber sonst unverletzt seien. Aber als man nach einer halben Stunde die Verunglückten glücklich draußen hatte, zeigte es sich, daß dem einen ein Erdklumpen, groß genug, um ihm den Rest zu geben, auf den Hüften gefallen war. Sie hatten es der Rettungsmannschaft nicht mitgeteilt, weil sie diese nicht unnötig hatten erschrecken wollen; hätten sie es getan — man hätte sie ja um keine Minute früher befreien können. Nun lag der Mann draußen, stöhnte und spudte Blut; er fiel immer mehr zusammen und wurde steif wie ein Loter. Man war froh, daß ihn das angeforderte Krankenauto bald abholte und in das Krankenhaus schaffte. Doch gerade dadurch wurde der Vorfall der Öffentlichkeit bekannt und es war klar, daß in kurzer Zeit die Polizei auf der Wildfläcke erscheinen und — zum wievielten Male? — das weitere Kohlengraben wegen Gefährdung des Lebens und aus einem halben Duzend anderen Gründen einstellen würde.

Der Tag begann also vielversprechend. Und wirklich, alsbald fuhr ein graues Auto die Straße, die in weiten Bogen die Gärten und Lächer umkreiste, langsam entlang und spudte alle zwanzig Meter einen schwerbewaffneten Gendarmen aus, der sofort den Schächten zulief. Die Menschen sahen sich mit einem Schläge von drei Seiten angegriffen und rannten, so schnell es ging, mit Wagen, Säden und Werkzeugen der letzten offenen Seite zu. Es wären wohl mehr Leute den Gendarmen in den Weg gelaufen und aufgeschrien und bestraft worden, wenn sich nicht drei junge Burschen um den geordneten Abzug der Menschen und Wagenkolonne verdient gemacht hätten. Sie schienen ein gewisses Vergnügen dabei zu haben, auf erhöhten Punkten zu stehen und den Flüchtenden den richtigen Weg durch das Hügelgewirr zu weisen, dank ihnen entkamen viele.

Das Vorgehen der Bereitschaftsabteilung war — strategisch gesehen — ausgezeichnet, aber es war trotzdem nicht klug. Es erinnerte zu sehr an Kassenjagden, und das reizte die Menschen zum Widerstand. Während sie in vielen

früheren Fällen widerspruchslos das Feld geräumt hatten, versuchten sie diesmal immer wieder an irgendeiner Stelle die Förderung aufzunehmen. Erst als der Kommandant während wurde und drohte, alle Schächte sprengen zu lassen, gaben sie die nutzlosen Versuche auf. Sie hatten ja auch kein Recht, die übriggebliebene Kohle aus der Erde herauszuholen. Dieses Recht hatte nur die Gesellschaft, die das Schürrecht erlangt und den Boden gekauft hatte. Sie mühte aber dieses Recht nicht aus, weil sie an anderen Orten zu eifrig damit beschäftigt war, Millionen aus der Erde herauszuschöpfeln und sie keine Zeit hatte, sich um die paar hundert Tonnen verwitterter Kohle zu kümmern. Warum es dann die hungernden Arbeitslosen nicht tun dürften, das ist eines von den Geheimnissen, deren Gesamtsumme das Mysterium unserer Gesellschaftsordnung ausmacht.

Unsere drei Burschen waren die letzten, die den Widerstand aufgaben. „Nein“, sagte der eine zu seinen Kameraden, die, den immer noch leeren Wagen hinter sich herziehend, über ein ungedrungenes Feld liefen, „nein, da kommen sie nicht mehr nach: das ist ihnen zu dreckig.“

Sie kamen auf einen Fahrweg und gingen auf diesem weiter. Sie mochten alle drei im gleichen Alter sein; Anfang der zwanziger Jahre. Der eine war ein unterster, stämmiger Bursche, dem die Vorfälle dieses Morgens nicht viel anzuhaben vermocht hatten. Unkompliziert und robust, war er der Führer der kleinen Gruppe geworden, dessen Entschließen sich die beiden anderen meistens ohne lange Ueberlegung angeschlossen. Sie waren große, hochaufgeschossene Burschen mit bleicher, ungesunder Gesichtsfarbe. Der eine, den sie Paul riefen, ging mit müden, schleppenden Schritten, er hustete oft und sah nicht gut aus. „Was werden wir nun tun“, sagte er, „hier bekommen wir nichts mehr, und ich muß heute Kohle schaffen. Morgen soll ich Kohlgeld bezahlen, da fehlen mir noch zehn Kronen dazu.“

„Ich bin nicht besser dran“, erwiderte sein Freund, „mein Alter sagt wohl nichts, aber die Augen, die er macht, wenn ich wieder nichts heimbringe, die kann ich nicht ertragen. Wir müssen irgendwo eine Wagenladung aufstreben.“

„Schon gut, Richard, das machen wir auch. Und ist's nicht hier, dann anderswo. Glaubt ihr denn wirklich, daß wir leer heimfahren? Wozu gibt es denn in andern Tagbauen gefüllte Kohlenhunde?“ Er teilte ihnen seinen Plan mit und sie wußten nichts Besseres, als ihm beizustimmen.

Sie hatten sich zusammengefunden, weil es leichter war, in Gemeinschaft zu arbeiten. Sie legten ihre Arbeitskraft und ihr kleines Betriebskapital zusammen. Sie holten gemeinsam Kohle und verkauften sie. Kenntnis volkswirtschaftlicher Theorie und Praxis war dazu nicht notwendig. Es gab bei ihrer Gesellschaft keine Bankkredite, keine Direktorengehälter, keine Dividenden, Diäten, Speifen und Tantiemen, es gab keine Remunerationen, Bestechungsgelder, Gratifikationen und Bilanzberichtigungen. Es ging

also viel einfacher und anständiger als bei den großen, staatlich anerkannten und durch Steuernachlässe geförderten Gesellschaften zu.

Obgleich die kleine Notgemeinschaft also niemandem Schaden zufügte, war sie den Behörden sehr unangenehm, denn die deutliche das schon im Paradies aufgestellte und für ewige Zeiten gültige Gesetz von der Heiligkeit des Privateigentums.

Zu dieser Zeit fand der Wächter einer nahegelegenen Grube, der die Bahnstrecke abging, auf der die Kohle vom Tagbau zur Verladung befördert wurde, auf einem der Hunde einen halb mit Kohle angefüllten Sack. Ein anderer Wagen zeigte allzu deutlich, daß man ihn während des Transportes um einen Teil seines Inhaltes erleichtert hatte. Als er noch hier und da hinter den Büschen ihm im Neuzeren wohlbekannte Gestalten auftauchen sah, war ihm auch die Ursache kein Geheimnis mehr. Er war kein Unmensch und drückte manchmal ein Auge zu, doch als er sah, daß der ungeliebten Einkäufer immer mehr wurden, schlug er endlich Räum.

Es war in diesem Falle so ähnlich wie bei den großen Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens: Mit einem Prozent Parasiten findet sich das Volk schließlich ab, so schlimm ihm auch seine Duldbarkeit bekommen mag. Steigt die Zahl der gutlebenden Nichtsteuer auf zehn und fünfzehn Prozent, wie in den Diktatorländern, die nach dem Grundjahr regiert werden: Jedem Arbeiter sein Spieß! Dann wird es dem Volk schließlich zu bumm und es räumt mit den Blutegeln auf; auch in den Ländern, die ihre Ordnung für tausend Jahre gesichert wissen wollen. Das ist die letzte Ursache der meisten Revolutionen und nicht die Propaganda einer kleinen Anzahl von Rebellen.

Die drei Freunde kamen gerade zurecht, um zu sehen, wie das Gelände durch die Gendarmen von unerwünschten Elementen „geäubert“ wurde, wie das im Polizeijargon so schön heißt. Die fernste Ausdruck liegt der Gedanke zugrunde, daß Arbeitslose eben ein Ungeziefer seien, das man am besten vom Erdboden vertilgen sollte.

Es ging weniger harmlos zu als bei der ersten Säuberungsaktion dieses Tages. Die Kohlen-Reute waren erbittert, weil man sie schon wieder verjagte, die Gendarmen ärgerten sich, daß sie in dem regnerischen, kalten Herbstwetter auf den glitschigen Feldern herumlaufen mußten. Es gab Antschreibeleistungen von der einen, Kolbenstöße und Gummiknüppelhiebe von der andern Seite. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß es die Arbeiter waren, welche die Hiebe bekamen. Es sind überall die Arbeiter, die geprügelt werden. Wer ein Gewehr in die Hand bekommt, erhält in den meisten Fällen mit ihm das Recht, es gegen die andern zu verwenden, und Gummiknüppel dienen nicht zum Spielen, sondern dazu, den festliegenden Mitmenschen die Unantastbarkeit gewisser Gehege in Erinnerung zu rufen. Vor den Burschen standen plüßlich zwei Gendarmen. „Sie haben mit den andern Kohle gestohlen, wissen Sie nicht, daß das strafbar ist?“ (Schluß folgt.)

Der Mann mit der leichten Hand

Von Maes

Mit der höflichen Frage „Gestatten Sie?“ war er im Kaffeehaus an meinen Tisch herangekommen und wollte sich eben auf dem freien Stuhl gegenüber niederlassen, als ich bemerkte, daß sein schöner, heller Wintermantel, den er am Kleiderhaken aufgehängt hatte, im Begriff war einen neuen Besitzer zu finden. Ich machte ihn darauf aufmerksam und er ging, auffallend ruhig, wie mir schien, zu dem Herrn, der den Mantel schon halb angezogen hatte und noch das zweite Aermelloch suchte. Sanft klopfte er ihn auf die Schulter, der Liebhaber fremder Bekleidungsstücke fuhr erschreckt herum, beide schauten sich einen Moment stumm an, dann — ich traute meinen Augen nicht — lachten sie gleichzeitig, der helle Mantel wurde wieder an seinen Haken gehängt, der verdächtige Dieb zog einen anderen, dunklen, etwas abgetragenen Mantel an, der hoffentlich diesmal sein eigener war, wobei ihm mein Tischgenosse höflich beifällig war. Schließlich schüttelten sie sich wie gute Freunde die Hände und der fremde Herr verließ das Lokal unangefochten.

Auf meine verwunderte Frage, ob etwa ein Bekannter sich mit ihm einen Scherz hätte erlauben wollen, meinte mein Gegenüber, nachdem er dem Kellner seine Bestellung aufgegeben hatte: „Den kenne ich überhaupt nicht. Der wollte sich nur zum Winter einen besseren Mantel besorgen, als sein alter ist. Und er hat es soweit ganz geschickt angefangen, genau den einzigen Moment abgepaßt, wo ich meinen Mantel nicht selbst im Auge behielt, als ich Platz nehmen wollte. Ich bin Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit zu großem Dank verpflichtet.“

Ich lehnte seine Dankesbetuerungen ab. Das sei doch selbstverständlich. Aber ich wunderte mich, daß er den ihm unbekanntem Mantelhaber so einfach habe davongehen lassen, ja ihm noch geholfen und die Hand gereicht. „Du lieber Gott“, meinte er lächelnd, „unter gewissermaßen Kollegen ist es nicht üblich, wegen eines kleinen Mißgeschicks großes Geschrei zu machen.“ Ich kam aus dem Erstaunen nicht heraus: „Kollegen!? Wie meinen Sie das?“

„Gott, nur so. Manche Berufe sind einander sehr ähnlich. Das wissen Sie gewiß auch.“ — Und welches ist Ihr Beruf, wenn ich fragen darf?“

„Ich bin Taschendieb“ sagte mein Gegenüber nonchalant lächelnd. Er sagte diese verblüffenden Worte mit jener edlen Bescheidenheit, die darauf schließen läßt, daß es sich um einen Meister seines Fachs handelt. Genau so, wie ich auf solche Frage zu antworten pflege: „Ich bin Schriftsteller.“

Solcherart bekannt gemacht, erzählte der freundliche Herr mir einiges aus seinem Leben und der Praxis seines Berufes, nachdem er mein Interesse an diesen Dingen wohlwollend konstatirt hatte. „Schauen Sie meine Hände an“, sagte er und legte seine wohlgepflegten Finger auf den Tisch, „sind sie nicht in der Form ganz ähnlich den Händen irgendeines berühmten Klaviervirtuosen? Ich habe als kleiner Bub jahrelang fleißig und angestrengt Klavier üben müssen. Ich kann heute noch Czererns „Schule der Geläufigkeit“ mit geschlossenen Augen schnell und sicher herunterspielen. Alles auf Anleitung meines lieben Vaters, der der größte und berühmteste Taschendieb war. Ein wahrer König in unserer Branche. Ein wirklich guter Taschendieb ist stets auch ein ausgezeichneter Klavierspieler. Wegen dem Fingerspitzengefühl, wissen Sie. Aber schließen Sie aus dieser Tatsache, bitte, nicht darauf, daß jeder Klaviervirtuose ein guter Taschendieb sein müsse.“

Es gehörten noch viele andere spezielle Eigenschaften zu diesem Beruf, die den Herren Klavierkünstlern meistens fehlen.“

„Was für ein Landsmann sind Sie eigentlich?“ — Er gähnete sich umständlich eine Zigarette an. Dann sagte er leichthin: „Wissen Sie, ich spreche viele Sprachen. Alle perfekt. Das gehört nun einmal zum Beruf.“ — „Ich verstehe.“ Der Interviewer in mir, ein hübsches Feuilletton witternd, ließ nicht loder: „Doch ich meine eigentlich etwas anderes. Wenn es nicht unhöflich ist in diesem, sagen wir mal Spezialfall, würde mich interessieren zu wissen, welcher Nationalität Sie angehören.“

Er lächelte verständnisvoll. Dann schaute er mich einen Augenblick ernst prüfend an und sagte: „Ich reise heute vormittag noch ab in eine weit entfernte Stadt. Deshalb und weil mir der Verlust meines Mantels aus diesem Grunde besonders unangenehm gewesen wäre, denn ich hätte mir einen neuen kaufen müssen und vermutlich die Zug verpasst, will ich Ihre begreifliche Neugierde auch in diesem Punkte befriedigen.“ — Ich war beschämt. „Verzeihen Sie“, murmelte ich und fügte mich diesem vollendeten Gentleman gegenüber tot werden, „ich wollte nicht indiscret sein.“ Er jedoch machte nur eine lässige Handbewegung und fuhr fort:

„Welcher Nationalität ich angehöre? Schauen Sie, das hängt ganz von den Umständen ab, unter denen ich gerade arbeite. Meine Pässe lauten auf verschiedene Geburtsländer.“ — „Richtige Pässe?“ — „Aber natürlich, richtige, ordentliche, vorchristumäßige Pässe. Keine Fälschen, mit denen man doch nur Unannehmlichkeiten hat. Haben eine Menge Geld gelosiet, meine schönen Pässe. Aber das sind eben Geschäftsunkosten, die man investieren muß. Und sie lohnen sich.“

„Und passiert es Ihnen nicht oft, daß in einer Brieftasche, die Sie — entschuldigen Sie bittet — ah — hm — genommen haben, nachher sich kaum soviel findet, um die — hm — Arbeit und das Risiko lohnend zu machen?“ — „Berehrter Herr“, schmunzelte er, „wir Taschendiebe sind Menschenkenner. Wir schauen uns einen Freier, so heißt bei uns das Schäflein, das geschoren werden soll, kurz an und schon wissen wir, ob er hat oder nicht hat. Schlimmstenfalls muß man ihn einige Zeit beobachten. Aber das dauert meist auch nicht lange.“ — „Nicht nach der Hafer, ich möchte ihn fragen: „Wie würden Sie zum Beispiel mich eintaxieren?“

Er lachte herzlich. Dann sagte er und schaute mich dabei treuherzig an: „Seien Sie nicht böse. Ich will Sie weder beleidigen noch kränken. Aber weil Sie gefragt haben: Bei Ihnen möchte selbst ein Anfänger keinen Versuch machen. Sie haben bestimmt höchstens zwanzig Kronen bei sich.“ Verblüfft und fast erschrocken tastete ich unwillkürlich nach meiner Brieftasche. Wie konnte der Mann das genau wissen? Wenn ich meinen Beizegnose bezahle, werde ich tatsächlich meinen letzten Zwanziger wechseln müssen. Für Menschen meines Berufes ist das Leben nicht immer ein Zunderleben.

„Sie sind recht unvorsichtig, lieber Herr“, meinte er trocken. „Wenn ich es nicht schon vorher gewußt hätte, ihre unwillkürliche Handbewegung hat gezeigt, daß Sie Ihre Brieftasche in der rechten Brusttasche tragen. Doch seien Sie unbesorgt. Sie haben nichts zu befürchten. Bis ich abreise, werde ich in dieser Stadt soviel wie nichts mehr machen.“ — Schon wieder hatte ich allen Grund, verlegen zu sein. Ich war der sonderbaren Situation wirklich nicht gewachsen.

Und schnell verfuhr ich ihn auf ein anderes Thema zu bringen, wobei ich stolz darauf war, mich schon in seinem Berufsjargon auszukennen. „Arbeiten Sie“, fragte ich, „eigentlich lieber an Männern oder an Frauen?“

„Natürlich an Männern“, sagte er und lächelte nachsichtig. „Frauen, ich bitte Sie! Frauen sind für uns denkbar ungeeignete Geschöpfe. Erstens die Handtasche. Sie werden mir glauben, daß es viel schwieriger ist aus einer solchen, die man erst an sich bringen muß, um sie zu öffnen, wenn sie nicht gerade vergessen liegen bleibt, etwas herauszunehmen, als etwa das Portefeuille eines Herren aus der Brusttasche. Ein rascher, unbemerkter Schnitt mit der Messer Klinge, und sie spaziert bereitwillig in die sie erwartende Hand. Manche Männer halten sich für ausnehmend geschick, wenn sie die dicke Partie hinterwärts in der Gesäßtasche verbergen. Wenn sie darüber noch dazu einen Knopf zuknöpfen können, so sind sie sicher, es könne ihnen überhaupt nichts passieren. Aber sie sind gewaltig im Irrtum. Aus so einer vermeintlichen Sicherheitstasche ist das wohlgefüllte Ding mit einer Messer Klinge am leichtesten herauszuholen. „Qualifizierten Facharbeitern“ — hier schmunzelte er etwas spöttisch — „gelingt das sogar meistens durch den Mantel hindurch.“ Er lachte in sich hinein. Auf diesem Gebiete schien er besonders erfreuliche Erinnerungen zu haben.

„Aber Frauen“, fuhr er dann fort, „Frauen sind wahrhaftig nichts für uns. Haben Sie noch nie erlebt, wie eine Frau mitten in der Unterhaltung plötzlich in ihre Handtasche schaut und augenblicklich so schreien anfängt, man habe sie bestohlen? Sie wird sofort alle Anwesenden verdächtigen oder beschuldigen, und wenn die allgemeine Aufregung ihren Höhepunkt erreicht hat und alle Leute verärgert und verstimmt sind, dann findet sie die vernünftige Ruhepoße oder ihr Geldbäuschen oder das wichtige Notizbüchlein friedlich in ihrer Handtasche liegen. Das Risiko, das eine Frau, ehe man noch Gelegenheit hatte sich unauffällig zu entfernen, ein entsetzliches Geschrei erhebt, ist zu groß.“

„Da haben Sie freilich recht“, stimmte ich ihm zu und dachte wehmütig an meine Freundin Erna, der in den ungeeignetsten Situationen, im Kaffeehaus, im Kino, sogar auf Besuch bei mir fortwährend Gegenstände „gestohlen“ werden, die sich bald darauf wieder einfinden, ohne daß das liebe Mädchen Veranlassung nähme, ihr Weggeschrei oder gar ihre wilden Beschuldigungen harmloser Personen zu entschuldigen. „Ach schau mal, du“, sagt Erna dann wohl und reißt ihre schwarzen Augen erstaunt auf, „da ist das dumme Ding ja doch in meiner Handtasche!“ Womit die Angelegenheit für sie erledigt ist. — „Also Männer sind darin anders?“ fragte ich und war beinahe stolz darauf, ein solcher zu sein.

„Allerdings“, sagte er und rief den Kellner, „Männer sind ganz anders in diesen Sachen. Und wissen Sie warum? — Der Mann ist ein Denker! Er greift nach seiner Brieftasche, um zu zahlen. Er findet sie nicht am gewohnten Ort. Er faßt in die andere Tasche. Sie ist nicht da. Noch eine Tasche. Kein Portefeuille. Der Mann denkt. Sollte ich sie in den Mantel gesteckt haben? Er steht auf und sieht im Mantel nach. Nichts ist. Der Mann steht, versenkt beide Hände in die Hosentasche und denkt tief nach. Habe ich sie etwa zu Hause liegen lassen? Oder vielleicht im Geschäft, wo ich Messerstücke kaufte? Er schreit nicht laut auf, der Mann. Er macht nicht die ganze Umgebung nervös durch den Ruf: „Meine Brieftasche ist gestohlen!“ — Der Mann denkt. Und bis er ausgehacht hat und zu dem legitimen Schluß gelangt, das verfluhrte

Ding müsse gestohlen sein, bis dahin ist man längst über alle Berge. — Schauen Sie, ich bin ein alter Hase im Beruf. Ich verstehe mich auf mehr Dinge, als ich selbst Ihnen erzählen könnte. Aber mit Frauen habe ich mich niemals befaßt. Das heißt, beruflich nicht.

Damit ging er, sich höflich verabschiedend.

Seine letzte Bemerkung, er könne „selbst mit“ gewisse Dinge nicht erzählen, hatte mir zwar einen Stich gegeben, aber ich wünschte ihm doch nicht nur „Glückliche Reise“, sondern sogar — der Teufel weiß, wie ich dazu kam — „Gute Geschäfte!“ — Meinem Freund, dem Läschen, blieb.

der Portier: „Bissen Sie, mit der Schlüsselausschließung haben wir Sie ganz unnötig vor dem Kopf gestochen. Wir meinten, er sei verloren, aber er hing nur am falschen Gassen.“

„Großartig“, sage ich, „das Zimmer kostet fünf Rubel, die Lebensbefehle machen sechs.“ „Wieso denn sechs“, sagt er, „und nicht nur acht?“

„Nein“, sage ich, „sechzehn. Dem Türsteher drei, dem Schlosser fünf und den neuen Schlüssel nochmals acht.“

„Für welchen Schlüssel denn?“

„Der Schlosser“, sage ich, „hat mir doch einen ausgesucht.“

„Gefallen“, sagt er, „sollte der Salome Ihnen etwa unzeren Schlüssel verkauft haben? Sieh' mal an, sagt er, „so ist es tatsächlich; hier ist er geborgen und jetzt ist er nicht mehr da. Na, warte, bis werde ich schon...“

„Ihr scheint ja eine richtige Räuberbande zu sein...“, sage ich.

Der Portier lügt nun drauf los, murmelt etwas von geringem Verdienst, läßt mich dann aber plötzlich stehen, um sich an neu eintretende Gäste zu wenden. Und ich höre ihn sagen: „Ja, ein kleines Zimmerchen hätten wir noch, aber der Schlüssel dazu fehlt...“

(Deutsch von G. B.)

Der Zimmerschlüssel

Von Michael Sostschenko

Man sagt mir so oft: „Sie haben schon recht lange keine humoristischen Erzählungen mehr geschrieben, Michael Michaelitsch!“

„Also gut, ich will mal ein ganz einfaches Thema wählen: Wie ich nach der Krim reiste und mir dort ein Hotelzimmer verschaffte.“

Ich ging vom Dampfer direkt ins Hotel. Sagt der Türsteher mit einem schiefen Lächeln: „Nein, wissen Sie, ich staune über das heutige Publikum. Kaum kommt ein Dampfer an, laufen alle unbedingt zu uns. Wie auf Verabredung. Als hielten wir hier Zimmer für Sie bereit.“

Schon will ich gehen, sagt der Türsteher mit einem stillen Seufzer: „Ja, ja, ein Unglück das mit diesen Zimmern. Nirgends eins frei. Bei uns fände sich natürlich noch was, aber...“

Reden Sie doch mal richtig mit dem Portier... Sie wissen schon... Das hat er gern...

„Zum Teufel nochmal“, sage ich, „wie unterstehen Sie sich...“

Sagt der Portier von seinem Pult aus über meinen Kopf hinweg zum Türsteher: „Ich wundere mich über Sie, Fjodor Michailowitsch. Wo sollten wir ein freies Zimmer hernehmen? Wie kommen Sie auf den Gedanken? Wir haben zwar noch ein freies Zimmer, aber es fehlt der Schlüssel dazu. Wenn er will, kann er es nehmen.“

Sage ich: „Geben Sie es mir, wenn auch ohne Schlüssel.“

„Ach, auch ohne Schlüssel?“ sagt der Portier. „Also nehmen Sie es. Aber es gibt Diebe bei uns. Es wird gestohlen. Wenn man Ihnen die Gardinen klaut, müssen Sie dafür aufkommen.“

Sage ich: „Schlimmstenfalls würde ich das Zimmer eben nicht verlassen. Nehmen Sie mich doch auf. Nach der stürmischen Ueberfahrt kann ich kaum noch auf den Beinen stehen.“

„Gut“, sagt der Portier, „aber ich muß Sie darauf aufmerksam machen, daß der Schlüssel verloren und das Zimmer abgeschlossen ist. Sie haben wohl gemeint, das Zimmer sei nicht abgeschlossen und bloß der Schlüssel verloren?“

„Aber ich bitte Sie“, sage ich, „was soll ich denn mit einem Zimmer, wo man nicht hineinkann...?“

„Das weiß ich nicht“, sagt der Portier. „Aber ganz wie Sie belieben.“

Er tritt der Türsteher mit vorgehaltener Hand an mich heran und sagt: „Ich würde einen Rat. Ich gebe ihm drei Rubel. „Merci“, sagt er. „Wenn Sie wünschen, laufe ich in den Hof, dort arbeitet unser Schlosser. Der könnte Ihr Zimmer mit einem Dietrich öffnen.“ Es kommt der Schlosser.

„Ja“, sagt der, „natürlich; wenn es sich darum dreht; das glaub' ich. Eine Tür zu öffnen ist eine Kleinigkeit. „Aber“, sagt er, „ich komme nicht auf meine Rechnung, wenn ich nur deswegen ins obere Stockwerk hinaufgehe. Bei mir hat jede Arbeitsstunde buchstäblich Wert.“

Ich gebe dem Schlosser fünf Rubel. Er öffnet die Tür mit einem Dietrich und sagt in freundschaftlichem Tone: „Ja, natürlich; das

glaub' ich. Ohne Schlüssel wohnen, hat für Sie wenig Interesse. Sie werden doch essen gehen oder die Heilquellen aufsuchen wollen, statt hier zu sitzen wie ein Holzstok.“

„Ja“, sage ich, „man müßte sich geradezu einen Diener nehmen.“

„Na“, sagt er, „das käme Ihnen sehr teuer. Aber für einige acht Rubel würde ich Ihnen einen passenden alten Schlüssel heraussuchen.“

Ein passender alter Schlüssel ist gefunden. Ich liege wie ein Baron auf dem Bett. Gehe spazieren, fühle mich mit meinem Schlüssel den Nachbarn gleich...tellt.

Wie ich am Abend ausgehen will, sagt mir

Queen Mary und die Zensur

Wenn die Königin von England einen Film besucht...

W. B. London, Mitte Februar.

Eigentlich ist es eine Geschichte, die in die Filmrubrik gehört, aber wenn man es genauer betrachtet, liefert sie einen wertvollen, wenn auch keinen Beitrag zu der herrschenden Moralauffassung im England von heute.

Vor kurzem besuchte Queen Mary zum ersten Male seit dem Tode Georgs V. offiziell zwei Londoner Kinopremieren, die dicht aneinander fielen, und die selbstverständlich ein großes gesellschaftliches Ereignis waren. Es handelte sich um den Bergner-Film „Dreaming Lips“ sowie um den englischen Film „Great Barrier“ mit der österreichischen Schauspielerin Lilli Palmer.

Nun gibt es in England bekanntlich nicht nur eine Filmzensur, deren Präsident, der ehrwürdige Lord Dyrrel, recht streng ist, sondern es existiert darüber hinaus noch ein sozusagen ungeschriebenes Gesetz zum Schutz der königlichen Familie. Der Film Elisabeth Bergners, der im modernen Ehemilieu spielt, war bereits vom Zensor recht erheblich geändert worden. Als aber bekannt wurde, daß Queen Mary selbst der Premiere beiwohnen würde, gab es zunächst eine fürchterliche Aufregung. Der ehrwürdige Lord Dyrrel entschied, daß ihm in der Sonnabend-Nacht der fertig geschnittene Film noch einmal privat vorgeführt würde, damit er endgültig entscheide, was die Augen der Königin schauen dürften und was nicht, und siehe da, es gab nicht weniger als sieben Stellen, gegen die sich zwar vom Standpunkte des englischen Durchschnittsbefuchers nichts einwenden ließ, die aber unter gar keinen Umständen der Königin gezeigt werden durften.

Die ganze Nacht über bis zum Sonntag-Nachmittag schnitt man im Atelier den Film um, dann erschien Frau Bergner händeringend bei Lord Dyrrel und bat ihn, den Film doch nicht völlig um seine Wirkung zu bringen. Ihren Tränen widerstand selbst der Lord nicht völlig. Er nahm zwei Verbote zurück, die übrigen aber blieben. Was unter anderem nicht gezeigt wer-

den durfte: ein Gespräch zwischen Mann und Frau, wobei er krank im Bett liegt und sie sich neben ihm setzt. Ferner eine Briefstelle, in der es heißt: „Unsere Ehe wäre besser gewesen, wenn wir ein Kind gehabt hätten.“ Schließlich drei Kreuz-Szenen.

Der zweite Film, den Queen Mary besuchte, hatte nur zwei Kürzungen zu erleiden, nämlich zwei Tanzszenen, in denen der Star die Röcke bis zu den Waden hebt, was zwar im allgemeinen gefehlt ist, aber nicht in einem Film, dem die Ehre zuteil wird, daß die Königinmutter ihn sieht.

Auf diese Weise war nicht nur die Ehre der Königin gerettet, sondern auch der Erfolg der beiden Filmstars, die in der königlichen Loge anständig empfangen wurden. Ob dies auch geschehen wäre, wenn der geistreiche Lord Dyrrel nicht in letzter Minute mit der Schere eingegriffen hätte, mag bezweifelt werden... A. B.

Filmaufnahmen auf dem Meeresgrund

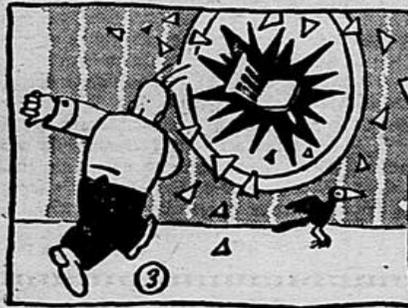
Der Mann mit der Filmkamera hat es längst aufgegeben, Aufnahmen zu ebener Erde von einem festen Standpunkt aus zu machen. Er steigt mit seinem Ruuberkasten mindestens auf das Dach des Hochsechsbauwagens, wenn es gilt, Peilerergebnisse aufzunehmen. Er klettert sich ein Loch zwischen den Schienen der Eisenbahn und duckt sich da hinein, mit seiner Kamera, um den Zug über sich hinwegrollen zu lassen. Er läßt sich und seinen Apparat am Kühler des Autos festbinden oder auf dem Tragdecks eines Flugzeuges, er hängt sich an den Greif eines Strans zwischen Himmel und Erde — ja selbst im Atelier muß er auf Gummirollern sitzen, um während der Aufnahmen durch die ganze Dekoration fahren zu können.

Der Kulturfilm-Kameramann ist vielleicht noch verwegen und anspruchsvoller. Er steigt auf die höchsten Bäume und fährt ins tiefste Bergwerk hinab, stellt sich in Erdhohlen oder er hängt im Fels über dem Abgrund am schwankenden Seil, um junge Adler im Nest filmen zu können.

Ein Spezialgebiet filmischer Forscherarbeit ist die Inwertwasserkinematographie, deren Er-



Copyright F. L. B. Sax & Copenhagen



Adamson und sein Unglücksvogel

gebisse den Gelehrten ebenso interessieren wie den Theaterbesucher — vermitteln diese Bilder doch einen Einblick in Lebensverhältnisse, die uns allen ohne den Film verborgen und unbekannt bleiben würden.

Vor kurzem wurden an der dalmatinischen Küste Filmaufnahmen von Tier- und Pflanzenleben auf dem Meeressgrund der Adria gemacht. Zu diesem Zwecke waren die beiden Aufnahmeapparate in wasserdichten Metallgehäusen so eingebaut, daß die Bildeinstellung und die Auflösung des Antriebwerks von außen erfolgen konnten. Die Kameramänner, die als Taucher ausgebildet wurden, gingen in normalen Tauchertanzungen unter Wasser, nahmen Stativ und Kamera mit und arbeiteten mit ihren Apparaten auf dem Meeressgrund genau so wie sonst im Atelier. Künstliche Beleuchtung konnten sie natürlich nicht aufstellen, sie mußten sich mit dem zerstreuten Sonnenlicht begnügen, das bei ruhiger Meeresoberfläche in 20 bis 25 Meter Wassertiefe noch gerade hell genug war, um die Aufnahmen zu ermöglichen.

Auf einem Schiff waren die erforderlichen Hilfsapparate, wie Luftpumpe, Telefonstation, Seil- und Kabelwinden untergebracht; vom Deck der beiden Taucherschiffe aus stiegen die Kameramänner über eine kleine Treppe ins Meer und ließen sich absinken, bis sie auf Grund kamen, wo sie Stativ und Kamera aufstellen konnten.

In monatelanger Arbeit wurden diese Filmaufnahmen vom Leben der Tiere und Pflanzen auf dem Meeressgrund der Adria gemacht. Sie dienen vor allem der wissenschaftlichen Beobachtung. Wenn darüber hinaus von dem reichhaltigen Anschauungsmaterial, das die tauchenden Kameramänner ans Licht des Tages brachten, noch ein interessanter Film für die Vorführung im Kino zusammengestellt wurde, der uns einen Blick in eine geheimnisvolle Unterwelt erschließt, so haben wir diese unterhaltsame Belehrung vor allem dem Wagemut der Kameraleute zu verdanken.

Wo bleibt mein Kaviar? Anekdoten um Komponisten

Mag Reger wurde einst von einer befreundeten, sehr wohlhabenden Familie zur Kindtaufe eingeladen.

Der Künstler entwickelte einen sehr gesunden Appetit, besonders der Kaviar hatte es ihm angetan. Die junge Frau scherzte über die Euphorie des berühmten Gastes und versprach ihm, daß er beim nächsten Kind ein ganzes Fäßchen Kaviar erhalten sollte.

Nach ungefähr zwei Jahren erinnerte sich Reger wieder des großzügigen Versprechens. Er ging zum Postamt und schickte dem Ehepaar folgendes Telegramm:

„Faule Bande, wo bleibt mein Kaviar?“

Komponieren — schwierig!

Als Giacomo Puccini noch nicht berühmt war, fragte ihn ein Freund:

„Nun, in letzter Zeit nichts Neues geschaffen?“

„Ach“, erwiderte der Maestro feugend, „mit dem Komponieren ist es eine schwierige Sache. Kommt einem einmal ein Gedanke, hat man kein Papier, hat man ihn niedergeschrieben, findet man keinen Verleger, hat man einen gefunden, dann zahlt er nicht, ist das Manuscript gedruckt, dann kauft es niemand, kauft es doch einer, dann kann er es nicht spielen, und kann er es spielen, dann gefällt es ihm nicht . . .“

Ruhelegend . . .

Josef Selmašberger, der ausgezeichnete Operettenkomponist und Schöpfer erlebter Ballettmusik, war wegen seines Humors berühmt. Als er sich wieder einmal einen neuen Frack machen ließ, sagte er zu Meister Ebenstein — damals dem berühmtesten Schneider Wiens, der auch ein ganz vorzüglicher Musiker war:

„Ich wundere mich nur, daß man Sie noch nicht aufgefordert hat, im Leipziger Gewandhaus zu spielen!“ Walter Zelen.

Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 32, Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

Schachaufgabe Nr. 329.

Von Stanislav Trčala. (Sammlung Spielbücher.)

Schw.: Kd6, Th8, Ld5, Ba6, g3. (5)



Weiß: Ka5, Df1, Te7, Lf2, Eb5, c7, f7, g5, g6. (9) Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungen der Faschingsaufgaben:

Nr. 324: Lc6-f4! Kg2-f3 0-0!

Nicht ganz korrekt, denn aus der Diagrammstellung ist nicht ersichtlich, wo Weiß mit König oder Turm schon gezogen hat.

Nr. 325: Bf5xg6 en passant!

Diese Aufgabe kann man für durchaus korrekt ansprechen, da aus der Stellung beweiskräftig hervorgeht, daß Schwarz nichts anderes als den Bg7 zwei Schritte vorgerückt haben kann.

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Vaníček Franz, Hertine; Schöffel Anton, Schöbrietz; Dinnebler Emil, Tetschen; Tepper Franz, Karlsbad; Beutel Wilhelm, Arnsdorf bei Tetschen; Bretschneider Otto, Drakowa; Geißler Josef, Serblitz; Nitsch Rosa, Trupschitz; Habi Erwin, Chimlak Theo, Schindler Robert, Freund Anton, Tyle Vladimir, Hofeld Otto, Lohmiller Hans, sämtliche Nesteritz; Richter Karl, Politz a./E.; Hyma Josef, Hostomitz; Berger Josef, Kleinauerst; Triltsch Gustav, Wisterschan; Walter Ludwig, König Anton, Steinwitz Hans, sämtlich Kwitkau.

Arbeiterschach

Im Teplitzer Bezirk wurden in der 1. Runde der heurigen Bezirksrunde folgende Ergebnisse erzielt:

Abt. Kwitkau gewann gegen Teplitz II. Mannschaft mit 6:2 Punkten. Zuckmantel gewann gegen Abt. Wisterschan mit 6½ : 1½ Punkten.

Die 2. Runde wird am 7. März 9 Uhr früh ausgetragen. Es spielen Abt. Wisterschan gegen Abt. Kwitkau in Wisterschan, „Lassas“ Gasthaus, Sektion Teplitz I. Mannschaft gegen „Atus“, Zuckmantel in Teplitz „Hotel Laurer“. Kampfrichter stellt Teplitz II. Mannschaft.

Im Bodenbacher Bezirk gewann im Ausscheidungsspiel Eulau B gegen Rosowitz B mit 4½ : 3½ Punkten. Eulau B spielt nun die Bezirksmeisterschaft der A-Klasse als „Aufstiegsmanntschaft“ mit.

Infolge Teilnahme an der Wintersport-Olympiade konnten im Bodenbacher Bezirk die Serienspiele Eulau : Aufstiegsmanntschaft und Bodenbach : Tetschen nicht absolviert werden. Das einzige Serienspiel Rosowitz gegen Seldnitz brachte eine Überraschung und den Rosowitzern einen schönen Sieg. Ergebnis 6½ : 1½ Punkte für Rosowitz.

Fortsetzung der Spieleinteilung.

3. Runde am 7. März halb 9 Uhr vormittags. Rosowitz gegen Krowchitz in Rosowitz „Bergmannwerke“. Aufstiegsmanntschaft gegen Tetschen in Eulau „Arbeiterheim“. Eulau gegen Seldnitz in Eulau „Arbeiterheim“. Schiedsrichter stellt Bodenbach.

4. Runde am 14. März, halb 9 Uhr vormittags. Tetschen gegen Eulau in Altstadt „Arbeiterheim“. Krowchitz gegen Aufstiegsmanntschaft in Krowchitz „Arbeiterheim“. Bodenbach gegen Rosowitz in Bodenbach „Volkshalle“. Schiedsrichter stellt Seldnitz.

5. Runde am 21. März, halb 9 Uhr vormittags. Aufstiegsmanntschaft gegen Bodenbach in Eulau „Arbeiterheim“. Eulau gegen Krowchitz in Eulau „Arbeiterheim“. Seldnitz gegen Tetschen in Seldnitz „Prein-John“. Schiedsrichter stellt Rosowitz.